

Ewald Geißler

Der Krieg als Spracherzieher

(April 1915)¹

„Der Krieg als Spracherzieher“ läßt zuerst an den Fremdwörterkampf denken. Auch der ist ein Stück Erziehung: das sichtbarste. Und dennoch nicht das entscheidende. Denn wenn sich die Spracherziehung auf ihn beschränkte, bliebe sie nicht bloß selber Stückwerk, sondern lief Gefahr, auch als Teilkrieg nicht endgültig zu siegen. Als Leipziger Zeitungen berichteten, wie das Schild des Café français unter Volksbeteiligung heruntergenommen wurde, fügte ein Leser ergriffen bei: fast so schön war die Feier auch im Jahre siebzig! So setzt der Rückschlag auch heute wieder ein: von Gasthöfen, deren lächerliche Fremdnamen sich gegen den Auguststurm schamhaft verhüllt hatten, leuchtet schon heute manches Bellevue fröhlich wieder in die Welt. Das heißt: die Vertreibung ausländischer Schmarotzer kommt über Zwischenspielererei nicht hinaus, solange sie nur aus aufwallendem Deutschgefühl fließt. Denn das kann nicht ewigen Festtag haben. Sowie es zurückgeht ins Alltägliche, kehren die Ausgetriebenen wieder, einer nach dem andern. Nur wenn ihnen dann ein Sprachgefühl entgegentritt, so gebildet, daß es sie zurückweist nicht nur wegen ihrer einzelnen Fremdheit, sondern weil sie im Gesamtbild der übrigen veredelten Sprache stilmäßig unmöglich geworden sind - nur dann sind sie dauernd überwunden. Solange noch ein Deutsch geschrieben wird, dessen Fremdwortschmutz nur ein Fleck ist neben andern und als Fleck so wenig gefühlt wird wie die andern, also die Stilempfindung nicht stört - solange haben wir die Kraft noch nicht gefunden, die heilt von innerster Wurzel aus. Daß darum die Arbeit des Sprachvereins weit hinausgreift über bloßen Fremdwörterkampf, wie sie es von jeher tut, würde ein kluger Feldzugsplan sein selbst für den Fall, daß die Fremdwörter sein einziger Feind wären. Denn wahrhaft ins Minderwertige hinabgedrückt sind sie erst, wenn sie abgelehnt werden nicht nur aus Pflichtgefühl, sondern aus Geschmack: nicht nur als Verstöße wider das Volkstum (als die sie ja viele Deutsche nicht zu empfinden versichern), sondern als Sünden gegen den lebendig ergriffenen Sprachgeist.

Kann nun dieser Krieg, der so manche Tiefe offenbarte, die verschüttet schien, uns auch diesem Sprachgeist näher führen? Kann er das häßliche Gerümpel schlechter Gewohnheiten wegräumen, das ihn fast erstickte? Die Kraft stärken, das deutsche Sein in deutsche Sprache

¹ Zs. d. Allg. Dt. Sprachvereins 30, 4, Apr. 1915, 97-103 – Zu Geissler s. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/ChrGeissler.pdf>

zu fassen, die unsrer sonstigen Ausdruckspflege (z.B. im „Deutschen Werkbund“ für die Gestaltung der sichtbaren Umwelt) würdig ist? Die uns den echten Stil des zwanzigsten Jahrhunderts finden läßt, ohne *Hexerei*², aber mit Treue gegen den neuen Geist, der doch nur eine Wandlung ist des ewigen alten?

Wenn wir die Punkte andeuten, von denen aus der Krieg erziehen kann zu so vertiefter Sprachpflege, so sehen wir zugleich die Ansätze zu neuer Dichtung. Denn daß sich auch unsre Dichtung wandelt, ist selbstverständlich bei solcher Umschaffung der Seele. Und doch vermag der besonnene Urteiler in dem Übermaß bisheriger Kriegsdichtung nur wenig zu entdecken, was über das menschlich Erfreuliche hinaus eine Bereicherung wäre auch für das Dichterische. Zu spüren ist der erneuernde Geist weniger im Geleisteten als in den Hinweisen auf noch zu Leistendes: in dem zukunfts kräftigen Nährboden gesteigerter Sprachgewalt. Und diese, so hoffen wir, wird neben der Dichtung auch den Alltagsgebrauch befruchten und gestalten.

Spracherzieher in solchem Sinne wird der Krieg nicht nur mittelbar, durch die allgemeine Aufrüttlung alles Menschlichen, sondern ganz geradezu. Wirkt er sich doch nicht nur in Waffen aus, sondern auch in Worten - in Worten, die oft in ihrer Wucht so packend sind, in ihrer Herbheit so schön, daß wir sie wägen und hören dürfen auch mit Künstlerfreude. Dazu treten die Mitlebenden im einzelnen, deren jeder das große Geschehen auf seine Art sprachlich ausdrückt und einfängt.

1.

Der erste Niederschlag des Krieges sind die unmittelbaren staatlichen Äußerungen: die Verkündigungen von Kaiser und Kanzler. Mündlich und schriftlich, amtlich und aus dem Stegreif waren sie alle glücklich und kräftig geformt, auch sprachlich, und halten sich ehrenvoll neben der größten Urkunde dieser Art, die unser Volk sein eigen nennt: dem Aufruf Friedrich Wilhelms „An mein Volk“. So gut wir in den Erinnerungsfeiern von 1813 neben den Gedichten der Zeit auch diesen Aufruf wieder und wieder hören wollten, weil ein unmittelbarer Herzschlag in ihm ist, ein Lebenshauch, nie verwehend, wie ihn sonst nur die Dichtung findet (um so erstaunlicher, wenn man die Aktensprache bedenkt, damals noch verschnörkelter als heute, aus der plötzlich ein solcher Ton quillt!) - so wollen wir nicht vergessen, daß auch 1914 Kaiser und Kanzler dem allgemeinen Erleben Worte gaben, die, unhöfisch und unbeamtlich, reinsten Klang waren und Widerhall im ganzen Volke fanden. Wie überhaupt die Sprache des Heeres, die Dienstzucht manches an Schroffheit verlor, ohne ihren Geist zu opfern - ja ihr

² Hexerei < Fexerei, cj.

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerKrieg.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

Gehalt trat um so menschlich reiner heraus -, so fiel auch von kaiserlichen Erlassen manches Zierstück, das früher störte: es hatte das Amt größer machen sollen und ließ, das sehen wir jetzt, die Persönlichkeit, die dahinter stand, kleiner scheinen, als sie war. Noch nie hat der Kaiser seinem Volke so nahe gesprochen - eine Stilwirkung des Krieges, die nicht nur im Beseitigen von Mißverständnissen weiter wirkt, als man ihr zutraut, sondern auch vielleicht künftiger höfisch-öffentlicher Kunst (und mit ihr der Sprachäußerung) zugute kommt.

Als die ergreifendste unter den amtlichen Kundgebungen wird stets zu nennen sein die Meldung aus Tsingtau: „Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerste. Gouverneur.“ Das ist unvergängliche Fassung, bleibend im Gedächtnis der Deutschen wie nur ein Dichterwort - nicht bloß durch seinen Inhalt, sondern durch die klassische Form. Wie deutsche Männer in der verlorenen Einsamkeit des gelben Meeres zu sterben wissen, ohne heldische Gebärden, mit Selbstverständlichkeit - das ist im Stil der Drahtnachrichten gesagt. Viel gescholten als Verstümmeler unserer Sprache, oft mit Recht, bringt dieser Stil doch die neue Form mit herauf, die von unsrer veränderten Daseinsart gebraucht und gesucht wird. Das Silbenknapsende, dessen „anerkenne“, „abreise“ uns oft ärgerte, ist in diesem „einstehe“ zur ganzen herben Größe deutscher Pflicht geworden, verbunden mit der preußischen Sparsamkeit, die Worte zusammenzieht, um noch im Tode keine unnötigen Kosten zu machen. Und daß die Unterschrift ein Amt nennt und keinen Namen: „Gouverneur“, das ist der deutsche „Militarismus“: die Unterordnung des Persönlichen unter den Gedanken. Kein einzelner mehr, nur noch Wächter Deutschlands.

2.

Dieser Militarismus ist überhaupt eine der besten Stilschulen. Daß die Mobilmachung, diese großartigste Völkerwanderung der Geschichte, ein Wunderwerk deutscher Ordnung und Gestaltung, genau nach dem vorbestimmten Plan abgelaufen ist, darüber berichtet die Heeresleitung mit dem einfachen Satz: „Es sind keine Rückfragen gekommen“. Und am Abend einer großen Schlacht meldet ein Führer seinen Sieg mit den Worten: „Die befohlene Linie ist erreicht“. Denken wir in beiden Fällen an den Tusch, den ein französischer Worttausch hinausgeschmettert hätte!

Und denken wir auch der eigenen Sünden! Vor dem Kriege wäre einem Kunstberichterstatter der Angstschweiß ausgebrochen bei dem Gedanken, daß er einmal ein Genie entdecken könnte und der Welt verkünden müßte. Denn er hatte alle höchsten Ausdruckstöne für die landläufigen Tagesgrößen aufgebraucht und keine Steigerung mehr übrig für die wirkliche Größe.

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerKrieg.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

Jetzt, durch den Krieg, ist die Größe da. Und mit einem Male haben wir auch den Ausdruck für sie: nicht den überhöhten, sondern die merkwürdige Entdeckung, daß der „Positiv“ stärker und voller ist als der Superlativ! Wie die Feldgrauen in den Schützengräben gutmütig darüber lachen, daß Barden daheim sie fortwährend als „Helden“ ansingen, so schämen wir uns unsrer früheren „kolossal“ und „furchtbar“, all der schreienden Übertreibungen in Zeitung, Geschäft und Gespräch. Sie sollten reizen und stumpften ab. Sie entwerteten unsre Sprache zum Flitter. Gewiß fühlten wir die Gefahr; als Rückschlag kam der „leise“ Stil. Freilich, mit dem Feintastenden, Hastigen eines neuen Lebensgefühles, kam er zu bewußt. Doch nun erfahren wir die Wortkeuschheit wieder als Würde, als Kraft. Wir werden gezwungen, von den letzten Gründen aus zu leben und dabei nicht nur allen Tand fallen zu lassen, sondern auch das schwere Gold der deutschen Sprache aus der Tiefe zu brechen, in jedem ihrer Wörter. Wir erkennen, daß es gerade die Armut unsres Innern war, die uns dem Überschwang in die Arme trieb; jetzt, je voller unser Herz ist, von Schmerz und von Jubel, um so ruhiger spricht es sich aus. An welchem Geburtstage des Kaisers hat es rollendere Ergüsse geregnet: am diesjährigen des Krieges oder am vorjährigen des Friedens? Und welcher war der tiefer erlebte?

Die eindringlichste Erziehung zu dieser Größe leisten die Berichte vom Hauptquartier. Diese gelassene Sachlichkeit - nicht „Nüchternheit“! trocken ist sie bloß dem, der das Leben nur fühlt, wo es ungebärdig, nicht wo es bezwungen ist - ist altes, deutsches Erbteil, von unsrer frühesten Dichtung an. Und doch steht sie dem eisernen Maschinenzeitalter mit seiner Unerbittlichkeit offenbar besonders nahe. Das spüren wir, wenn wir die „Extrablätter“ aus ähnlicher Zeit vor hundert Jahren vergleichen. „Hoch lebe Alexander! Hoch lebe Friedrich Wilhelm! Viktoria! abermaliger schöner Sieg über die Franzosen! noch mehr: Juchheisa! Allianz mit Österreich! Eine außerordentliche Beschreibung unsres ganzen Glückes! ... Ich sehe es Euch an, Ihr lieben Landsleute, Ihr möchtet gern wissen, was da eigentlich geschehen ist: die Freude glänzt in Euren Augen auf jenen Zuruf von Viktoria! Daher will ich Euch keinen Augenblick warten lassen, sondern Eure Neugierde ohne Verzug befriedigen und Euch Dinge erzählen, die Euch gewiß herzlich lieb sein werden.“ Dann folgen aber trotzdem noch erbauliche Betrachtungen, und endlich - die Schlacht. Seien wir nicht zu stolz in unsrem Besserbewußtsein; noch sitzt der neue Stil nicht allen angegossen. Die Zeitungen selbst strafen ihn gern Lügen durch die marktschreierischen Überschriften, die wie grelle Fetzen auf dem edlen Gewebe sitzen.

Dabei will die Sachlichkeit im Deutschen nie zusammenfallen mit bloßer Begrifflichkeit (dies ist wohl eher französisch), sondern immer ist das Persönliche darin enthalten - nur eben entkleidet seiner zufälligen Einzelheit. Sachlich und persönlich zugleich zu sein, in der Darstel-

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerKrieg.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

lung gegenständlich und doch lebensvoll, das ist überhaupt das deutsche Geheimnis. Die Ausländer begreifen es so wenig, daß sie uns immer wieder zu gleichlaufenden Maschinen stemeln wollen. Wie sich der deutsche Staat in einem Menschen verkörpert und die blutleere Abgezogenheit der Republik stets als fremd fühlt, so waren uns die Berichte vom Hauptquartier am liebsten, als noch darunter stand: der Generalquartiermeister von Stein. Derselbe, der von der Universität Halle zum Dank für sein wunderschönes Deutsch eine Urkunde erhielt, die ihn zum Ehrendoktor ernannte - im zierlichsten Latein! Mit der Helligkeit ihrer Sätze, mit ihrer peinlichen Wahrhaftigkeit gaben diese Steinschen Berichte zugleich der Einbildungskraft ein Bild: das Bild eines deutschen Führers, der eine fast sagen große Gestalt wurde, jedenfalls eine musterbildliche und doch gattungsmäßige Gestalt. Dazu der Glücksfall des Namens „Stein“, der nicht nur den großen Staatsbaumeister aus ähnlich schwerer Zeit heraufbeschwor wie eine Verkündigung des Heils, sondern der auch durch seine eigentliche Bedeutung „Stein“ uns Zutrauen in die Felsenhärte unsres Heeres gab, ja selbst im Äußerlichsten, im Klang, sich so schön reimen ließ in vielen Gedichten. Schade, daß dieser Name, oder auch ein neuer, jetzt fehlt: der dichtenden Kraft, mit der jeder von sich aus das Große nachzuleben sucht, ist damit ein Antrieb genommen.

3.

Die dritte Sprachäußerung der Geschichte (wir sind immer noch bei der Zeitung) sind die Nachrichten über die gefallenen Brüder. Wenn schon die amtlichen Verlustlisten, so kahl sie aussehen, Wort gewordener Krieg sind, Name gewordenes Opfer - wieviel mehr, neben diesen Massengrüften, die Einzelgräber: die Todesanzeigen der Familien! Hier wird der Name zum Bild: wir sehen die Frauen, die weinen, die Mütter, die Bräute; hören die letzten Worte über den Toten. Diese Worte - welche Unendlichkeit von Leid und Liebe ist hineingepreßt -, kein Dichter kann sie reicher füllen mit Seele. Und wie sie sich reihen, Inschrift bei Inschrift, werden sie zum Chor, zum Heldengesang unsres Volkes. Wie tausendstimmig er tönt, hat schon 1870 der Dichter gezeigt, der das Weltgeschehen suchte in den kleinen Zügen, in der Spiegelung des Alltags: Theodor Fontane. Und wie er vier Gruppen heraushebt, so können sie auch unsre Sprache - man kann kaum sagen: „erziehen“ - nein, adeln, weihen. Eine Sprache, die so Unsagbares hat sagen dürfen, kann doch nie wieder verflachen und verrohen!

Zuerst die Anzeigen der Truppen selbst, soldatisch knapp, der Schmerz zurücktretend hinter dem Unweigerlichen des Kriegerschicksals, ja dem Stolz: „der Gefallene hat neuen Ruhm an <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerKrieg.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

seine alte Fahne geheftet, ein gerechter Vorgesetzter, ein treuer Kamerad“. Dann die Anzeigen großer Gemeinschaften: der Schulen, Universitäten, Banken, Handelshäuser, Vereine - oft viele Namen, als „Heldentafel“ überschrieben, und mit dem Nachwort: „ihr Andenken wird bei uns in Ehren stehen“. Wo sind die studentischen Schnörkel hin mit ihren i.a.M. i.a.M. und „unterfertigt“, die feierlich sein sollten und nur seelenlos waren? Alles Erstarrte löst sich zum Menschlichen, und doch in Zucht. Das zeigen die dritten: die eigentlichen Familienanzeigen, oft in ratlosem Schmerz, oft aber auch ergreifend in der Gefäßtheit des Opfern, die in der Verhaltenheit des Persönlichen uns unverloren sein soll gegen manchen Anstoß von einst wieder die feinere Scham. Die vierte Gruppe, sagt Fontane, „bewegt das Herz am meisten. Es ist die Fähnrichsgruppe.“ „Es war der erste Kummer, den er uns bereitet“. „Er war noch ein Kind, aber er starb wie ein Held.“ Jede Zeile, meint Fontane, „wie ein Gedicht“. Nein, mehr als ein Gedicht! Aber ein Schreibender, der das erlebt hat, wird anders aussehen als viele Literaten unsrer Tage.

4.

Die letzte Sprache des Krieges schließlich sind die persönlichen Bekenntnisse der einzelnen Kämpfer: Postkarten, Briefe, Tagebuchblätter. Mit ihnen sind wir am nächsten an der Rede des Alltags und zugleich am schaffenden Gestalten der Dichtung. Denn sie können, in sich gerundet, kleine Kunstwerke sein: über die Teilnahme des zufälligen Empfängers, ja über die stoffliche Anziehung hinaus, ein dauernder Ausdruckswert, ein bleibendes Zeugnis. Sie werden das um so sicherer, je weniger sie „Literatur“ sind. Denn im Briefschatz unsrer Vergangenheit kommen die reizvollsten Gebilde oft von den Unzünftigsten - daher die Frauen oben an stehen -, von solchen, die im engeren Dichtungssinn gar nicht schöpferisch zu sein brauchen. So kann auch heute manch frischer Junge, der mit hellen Augen und warmem Sinn mitlebt und später nichts weniger wird als ein Federkünstler, den Seinen Blätter nach Hause schicken, die nicht nur in dieser Kriegsgeschichte ihren Platz finden, sondern auch in unserm Schrifttum. Guter Briefschreiber wird, wofern er überhaupt fähig ist, sich auszudrücken, jeder, wenn er voll ist vom Überwältigenden. Darum bringen eins alle zuwege: den Liebesbrief. Und nun dieser Krieg - für den, der ihn mitmacht, das Erlebnis seines Daseins! Dies Gewaltige hebt ihn hinaus über sich selbst. Es ist dann, wie wenn ein Größerer ihm die Feder führte. Um so selbstverständlicher, je weniger er bosselt.

Gerade wir Heutigen sind geschult, den Reiz des Briefes in seinen sog. Mängeln zu finden; der frühere „schöne“ Brief, der alten Tanten zuweilen den Stoßseufzer entlockt, die „neue“

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerKrieg.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

Zeit könne keine Briefe mehr schreiben, ist uns verdächtig geworden. Es ist nicht nur unser Sinn für die - durch Unfug etwas in Verruf gekommene - „intime Note“; es ist überhaupt die ganze Auffassung, die das Kunstmäßige (und auch Prosa ist eine Kunst!) nicht mehr im Abstand, im Unterschied vom Leben sucht, sondern im Leben selber, und sich dort aus dem Kleinsten das Größte herausliest, ohne das Bedürfnis, es ausdrücklich mit großen Worten zu sagen. Es ist wieder Fontane, der sich den Brief eines bei Königgrätz schwer verwundeten Magdeburger 26ers abschreibt - einen Brief, wie er heute zu Tausenden von den Kampfplätzen zur Heimat geht, der nur spricht von der Sehnsucht nach den Lieben, bei denen sich wohl leichter sterben ließe als hier draußen, doch „wie Gott will“ - und Fontane fügt bei, er wisse nichts, was „das beste, das wir haben und das uns recht eigentlich den Sieg gab, einfacher und ergreifender wiedergäbe als der Brief dieses schlichten Mannes“.

Wem dafür die Ohren hörend werden, der tritt ein in die große Spracherziehung des Krieges. Einmal als ein Mitschaffender an nichts Geringerem als der höchsten Sprachleistung: der Dichtung. Er fördert den neuen Stil, der da kommen will, mehr, als wer zehn dröhnende Balladen schreibt - jenen leiseren, schlichteren, selbstverständlichen Stil, der nicht natursüchtig umgeformt zu sein braucht, sondern aus dem auch wieder hohe Kunst kommen kann: nur eine ganz verinnerlichte. Denn aus dem Brief entwickelt sich die Skizze, eine aus Schwäche zwar viel mißbrauchte, aber unsrer reizempfindlichen Gegenwart gleichwohl unentbehrliche Dichtungsform. Ihren Mangel an endgültiger Gestaltung wiegt sie ja auf durch die unberührte Wiedergabe des ersten Eindrucks: das Bruchstückhafte bekommt einen eigentümlichen Zauber. Aus der Skizze aber können einerseits die größeren epischen Formen, andererseits die lyrischen abzweigen. All diese Dichter werden jedoch nur kommen, wenn in den Volksgenossensringen die Zeit reif wird.

Und dann wird jeder von ihnen die Spracherziehung spüren bei sich selbst, im eigenen Gebrauch. Was er in ihr lernt, sind weniger einzelne Regeln als das Erlebnis: die deutsche Sprache ist das Gefäß des deutschen Schicksals, Tränen und Jubel hängen an jedem ihrer Worte. Darum ist jedem mit Ehrfurcht zu begegnen, fast mit Andacht, wie etwas Heiligem. Keins von ihnen ist dein persönliches Eigentum, gedankenloser Willkür beliebig preisgegeben. Handhabe alle mit der Wahrhaftigkeit und mit dem Ernst, die dieses Krieges allein würdig sind! Zum Lohn wirst du teilhaben an der Größe, die deine Sprache jetzt gewinnt. Und wirst das Beglückende auch dieser Arbeit fühlen und auch dieses Opfern, wie es im Herausreißen aus jedem liebgewordenen Schlendrian liegt.

Wie wir das im einzelnen anfangen, das braucht uns der Krieg nicht erst zu sagen: das ist uns verkündet in manchem guten Buch und nicht zuletzt allmonatlich in dieser Zeitschrift. Was fehlte, waren die Ohren, die aufnahmen, der gute Wille, der Lehre zur Tat machte. Nun lasse jeder in sich diesen guten Willen wachsen durch den Krieg! Dann wird in seiner Erziehung, die herb ist und doch zum Heil, auch unsre Sprache wie alles deutsche Leben wiedergeboren werden, neu und deutscher.